



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Makedonien

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Makedonien



chon im Jahre 1896 wurde infolge der Armenierunruhen und infolge der christlichen Agitation, die durch die blutige Unterdrückung dieser Unruhen hervorgerufen worden war, die öffentliche Aufmerksamkeit in Deutschland wieder ganz dem alten Orient zugewandt. Auch im Jahre 1897 richteten sich die Blicke nach dem Osten wegen der Erhebung auf Kreta, der ergebnislosen Verhandlung der europäischen Diplomatie über diese ebenso schöne als unglückliche Insel, und wegen des Versuchs der Griechen, sie durch einen dreisten Handstreich in ihre Gewalt zu bringen. Der thessalische Feldzug der Türkei im Frühjahr 1897 und die gründliche Niederwerfung des hellenischen Übermutes durch deutschgeschulte türkische Kräfte waren die Folge. Bald darauf, im Herbst 1897, begann sich das öffentliche Interesse in wachsendem Umfange dem britischen Feldzug an der Nordgrenze von Indien zuzuwenden, über dessen unglücklichen Verlauf die Engländer längere Zeit die Welt im Unklaren gelassen haben. Zu Anfang dieses Jahres endlich wurde die Aufmerksamkeit hauptsächlich in Anspruch genommen durch die deutsche Unternehmung an der Küste von China und durch das diplomatische Ringen zwischen Rußland und England in Peking.

Es ist früher an dieser Stelle auf die Gefahren großer weltbewegender Verwicklungen hingewiesen worden, die gerade dort im fernen Osten liegen. Aber wenn auch die gewaltigen Interessengegensätze dort auf der andern Seite der Erde zu einem weltbewegenden Kampfe führen sollten, ausgefochten wird er doch kaum in den chinesischen Gewässern werden, ja selbst nicht einmal in Mittelasien oder in den Bergen zwischen Indien und Turkestan — er wird ausgefochten werden in der Nähe des Suezkanals, durch den Englands Hauptverkehrsline nach Südasien führt. Gelingt es Rußland, vom Schwarzen Meere her vorzustößen und diese Verbindungslinie der Engländer zu unterbrechen oder auch nur ernstlich und dauernd zu bedrohen, so wäre es vielleicht schon um Englands Machtstellung in Südasien geschehen. Hält man sich diese Sachlage klar vor Augen, daß Rußland die Entscheidung, wenn es sie herbeiführen will, am sichersten zwischen dem Bosporus und dem Suezkanal suchen wird, und daß England seinen verwundbarsten Punkt an dieser Stelle hat, so wird nicht nur die Anknüpfung intimer Beziehungen zwischen Rußland und

Abessinien verständlich und die Eile, mit der Frankreich von Süden und Westen her gegen Ägypten vorzudrängen sucht, sondern es wird begreiflich, warum es zu keiner Beruhigung und Klärung im alten Orient mehr kommen will. Ohne daß man in jedem Falle entscheiden könnte, wer von den beiden Gegnern das gefährliche Feuer unterhält, kann man doch sagen, beide, Rußland und England sind es, die an den Ufern des Ägäischen Meeres die Unruhe schüren durch den Kampf, der unter der Decke zwischen ihnen geführt wird um die wertvollen Stellungen in der Nähe der Gegend, wo die Entscheidung zwischen ihnen fallen muß.

So verständlich uns auch Bismarcks Politik erscheint, der immer mit allen Kräften dahingearbeitet hat, Deutschland vor einer vorzeitigen Verwicklung in den sich anbahnenden Entscheidungskampf zwischen England und Rußland und vor allem davor zu bewahren, daß wir wieder einmal den englischen Bettern ohne Dank die Kastanien aus dem Feuer holen, so gewiß dürfte es sich doch heute schon verlohnen, sich klar zu machen, welche Punkte wir in die Hände keines der beiden Gegner fallen lassen dürfen, deren alleinige Anwartschaft wir vielmehr für uns und das mit uns verbündete Österreich unbedingt behaupten müssen, falls einmal eine Änderung des Besitzstandes notwendig werden sollte. Zu diesen Punkten gehört vor allem Makedonien mit dem wichtigen Saloniki. Würde dieser von Natur wunderbar begünstigte Hafen und das überaus fruchtbare und kulturfähige Gebiet, das zwischen ihm und dem österreichisch-ungarischen Bosnien liegt, bei einem Zusammenbruch der Türkei in andre Hände fallen als die Österreichs, also in die Rußlands oder Englands oder in die eines der kleinen Balkanstaaten, die immer von England oder Rußland abhängig sein werden, so läge es in der Hand dieser, Österreich-Ungarn und damit Mitteleuropa überhaupt, also auch uns Deutschen dauernd die kürzeste Verbindungslinie nach Kleinasien und nach Südasien zu verbauen und damit die Entwicklung unsers Handels mit diesen wichtigen Ländern in empfindlichster Weise zu beeinträchtigen. Wir haben daher alle Ursache, uns mit dem strategisch so wichtigen Makedonien zu beschäftigen.

Saloniki, die größte der den Türken in Europa verbliebenen Städte und der Hauptort des Vilajets Saloniki, ist wenigstens unter seinem jetzigen Namen keine besonders alte Stadt. Von den Slawen wird sie Solun genannt, von den Türken Selanik, von den Franken Salonik und auf den Karten Saloniki. Sie wurde gegründet von Kassander, dem Schwiegersohn Philipps von Makedonien, und erhielt den Namen Theffalonike zu Ehren von Kassanders Frau, die Philipp zur Erinnerung an seinen Sieg über die Theffalier so genannt hatte. Bevölkert durch die Bewohner der umliegenden Dörfer Chalastra, Anea, Kiffos und andre und stark befestigt, stand sie doch schon auf dem Grund einer ältern Stadt Thermä, zu deutsch „Warmbrunn,“ nach der der ganze Meerbusen von Salonik im Altertum der Thermäische hieß, und von der schon Herodot erzählt. Thermä kann also nicht ganz unbedeutend gewesen

sein, und der Kult der Venus, der hier seinen Sitz hatte, ist zwar auch sonst an warmen Quellen oft heimisch, bestärkt aber doch die Vermutung, daß sich schon die Phönikier, von denen wir bestimmt wissen, daß sie Faktoreien auf dem nahen Thasos hatten, diesen ausgezeichneten Naturhafen mit seinem fruchtbaren Hinterlande wohl kaum haben entgehen lassen. In der besten griechischen Zeit war allerdings nicht Thermä der Haupthandelsplatz in diesen Gegenden, sondern Amphipolis, das nahe bei dem Golf auf der andern Seite der Halbinsel Chalkidike an dem Golf von Orfano lag, und um das zwischen Athenern und Spartanern im peloponnesischen Kriege schwer gerungen wurde; heute liegt hier das kleine türkische Dorf Zeniköi. Ebenso bedeutend war das am Golf von Kassandra gelegne Olynth, mit dessen Eroberung und Zerstörung sich Philipp von Makedonien des letzten starken Widersachers in seiner Flanke entledigte, der ihn an dem Marsche gegen Süden und an der Niederwerfung von ganz Griechenland hätte hindern können und auch gehindert hätte, wenn die warnende Stimme des Demosthenes nicht wirkungslos vor den Ohren der verlotterten Griechen verhallt wäre.

Es hat etwas anziehendes, an solch einem einzelnen Plage dem Gange des Welthandels und mit ihm dem der Kultur zu folgen, wie er sich langsam um die gesamte Windrose dreht. Während der phönizische Handel das Mittelmeer in westlicher Richtung durchstreift, zieht sich der griechische Handel von Süden nach Norden. Über Olynth und Amphipolis schaffte er seine Industrieprodukte nach der nördlichen Balkanhalbinsel und bezog dafür von dort namentlich Erze und Schiffsbauholz. Dann folgen noch im Altertum in zwei Stößen die Versuche, Macht, Handel und Kultur von Westen nach Osten zu tragen. Der erste Stoß geht von Makedonien aus und führt zur Hellenisierung des ganzen Orients bis tief hinein in das zerschmetterte persische Reich. Ein zweiter Stoß folgt dann von Rom her, der nach der Vernichtung des makedonischen Reichs durch die Schlacht von Pydna, nur wenige Stunden von Saloniki, und nach der Aufsaugung der übrigen Diadochenreiche zu der römischen Universalherrschaft über alle Küstenländer des Mittelmeers führt. Nach dem Zusammenbruch des römischen Reichs beginnt der westlich und bald nördlich gerichtete Handel der Araber, den dann in der Blütezeit des Mittelalters der östlich ziehende Handel Amalfis, Pisas, Venedigs und Genuas ablöst. Endlich in der Neuzeit macht der Zug des Handels und der Kultur noch die letzte Wendung um die Windrose, und während es dem Südeuropäer noch vergönnt ist, neue Weltteile und neue Handelsstraßen zu entdecken, ist es der Nordeuropäer, der nicht nur die neuen Weltteile der europäischen Kultur angliedert, sondern auch den Handel in Europa von Norden nach Süden leitet, und mit der Eröffnung des Suezkanals den Traum von Jahrtausenden zur Wirklichkeit macht und dem Handel und der Kultur den bequemen Weg nach Südasien und Afrika eröffnet.

In dieser Entwicklung hat Salonik natürlich anfangs nur eine untergeordnete Rolle gespielt; es ist nicht zufällig, daß seine Gründung unter dem jetzigen Namen in die Zeit fällt, wo von Makedonien her dem Handel und der Kultur zum erstenmale der östliche Zug gegeben wird. Auch ist es verständlich, daß es nach der Eroberung Makedoniens durch die Römer an Glanz und Bedeutung keineswegs verlor. Im Gegenteil, während die Handelsstädte Altgriechenlands, Athen und Korinth, in Bedeutungslosigkeit zurückanken, wurde Salonik jetzt erst recht einflußreich. Im westlichsten, Rom am nächsten gelegenen Winkel des Ägäischen Meeres vereinigte Salonik nicht nur strahlenförmig die sämtlichen Schifffahrtslinien, sondern von ihm ging auch die am Wardar, dem antiken Axios, nach Norden hinauflaufende Straße aus, der auch heute die Bahnlinie von Belgrad her folgt, und ferner die sich am Ägäischen Meere entlang ziehende Straße zum Bosporus, heute gleichfalls eine Bahnlinie. Von diesem Sammelpunkte nahmen dann die Waren ihren Weg zu Lande quer durch die Balkanhalbinsel auf der Via Egnatia, die bei Apollonia und Durazzo, dem antiken Dyrrhachium, das Adriatisch-Ionische Meer erreichte; von dort gelangten die Waren zu Wasser auf der schmalsten Stelle nach Egnatia, heute Torre d'Agnazzo, nicht weit von Brindisi, und von dort auf die über Benevent nach Rom führende Via Appia.

Daß Salonik, das anfänglich von den Römern für frei, später zur Hauptstadt von Makedonien, dann von ganz Griechenland und Illyricum erklärt worden war und unter ihnen sich zu einem der Haupthandelsplätze der ganzen Welt erhob, von der Teilung des römischen Reichs in eine West- und Osthälfte besonders schwer getroffen werden mußte, liegt auf der Hand, denn die Stadt war ja eben die Hauptvermittlerin zwischen Ost und West gewesen. Doch behauptete sie auch unter byzantinischer Herrschaft noch längere Zeit ihre Stellung zum mindesten neben Byzanz als Vermittlerin des Handels zwischen drei Weltteilen, und seine Bevölkerung betrug noch lange über eine Viertelmillion. Auch wurde die schon früher stark befestigte Stadt noch widerstandsfähiger gemacht. Sie wurde zwar von Hunnen, Slawen und Normannen bestürmt, aber genommen und geplündert wurde sie erst von den Sarazenen im Jahre 904. Noch schlimmer hausten in ihr die aus Süditalien angerückten Normannen unter Tankred, der am Ende des elften Jahrhunderts die Stadt in seine Hand brachte. Nach der Eroberung von Konstantinopel, 1204, erhielt die Stadt sogar einen eignen Kaiser in Kaniero, Marquese von Monferat, dem sie schon 1179 von seinem Schwiegervater, dem Komnenen Manuel, übertragen worden war. Salonik kam jedoch im vierzehnten Jahrhundert wieder an die Paläologen, die oströmischen Kaiser in Byzanz, die sie aber in ihrer Geldnot an die Venetianer verkauften. Diese bauten zwar auf den römisch-byzantinischen Grundmauern die Citadelle, nördlich über der Stadt, den Siebenturm, Zedikulé, neu auf, sollen aber im übrigen so unbarmherzig ge-

haust haben, daß die Einwohner mit Freuden die Einnahme der Stadt im Jahre 1430 durch die Türken begrüßten, die sich mit Leichtigkeit ihrer bemächtigten und sie dann auch mit einer kurzen Unterbrechung in ihrer Hand behielten.

Unter den Türken gewann Salonik sein heutiges Aussehen und seinen jetzigen Charakter. Damit soll nicht etwa die Umwandlung des größern Teils der christlichen Kirchen in muhammedanische Dschamis gemeint sein, denn damit wurde wenig geändert, es wurden eben die Mosaikbilder in diesen Kirchen zugeschmiert und ein paar Minaréh angefügt; ebenso wurde an den Befestigungen nichts namhaftes geändert, nur verfallen sind sie etwas mit der Zeit. Aber auch nicht den Verfall der öffentlichen und noch mehr der privaten Bauten meine ich mit dem eigentlichen Charakter, den Salonik unter den Türken gewann; alle türkischen Städte machen mehr oder weniger diesen ruinenhaften und vernachlässigten Eindruck. Man führt dies auf die Trägheit des Türken zurück, der ja auch in Salonik der Besitzer der meisten Häuser ist, und auf seine Abneigung, etwas in gutem Stande zu halten. Vielleicht aber liegt der Hauptanlaß zu diesem Elend der allgemeinen Baufälligkeit in der Türkei doch weniger in einem Charakterfehler der Türken, als in einer thörichten gesetzlichen Bestimmung. Diese Bestimmung lautet, daß kein Haus oder Grundeigentum gepfändet oder eingezogen werden darf, mögen unbezahlte Steuern von Jahren auch darauf liegen; dagegen kann der Staat vorgehen, nicht nur wenn der Mieter wechselt, sondern auch wenn der Besitzer des Hauses etwas ausbessern will. Die Folge ist dann, daß beides unterbleibt, das Steuerzahlen sowohl als das Ausbessern, und wie dann so eine Stadt nach einiger Zeit aussieht, kann man sich denken.

Was Salonik seine Eigentümlichkeit verleiht ist der Umstand, daß es die größte Judenstadt nicht nur des Orients, sondern der ganzen Welt ist. Amsterdam hat unter 600000 Einwohnern 60000 Juden, Salonik aber hat unter 130000 Einwohnern mehr als 80000 Israeliten. Es sind dies aber — jedenfalls der Hauptsache nach — nicht Abkömmlinge der großen Judengemeinde, die schon Paulus an diesem Welthandelsplatz vorfand, sondern sie stammen eben daher, woher auch so viele der Amsterdamer Judenfamilien sind, aus Spanien, und nur ein kleiner Prozentsatz stammt von den in Wesen und Erscheinung sehr von diesen Spagnolen verschiedenen polnischen Juden, die sich vor den Verfolgungen in Rußland und Rumänien neuerdings unter den Schutz des Halbmonds flüchten. Die Spagnolen, wie die Franken sie nennen wegen ihres nicht allzusehr vom heutigen kastellanischen verschiedenen Dialekts, nennen sich selbst Sefardim nach der hebräischen Bezeichnung für Spanien, Sefard. Von hier wanderten sie zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts aus in Folge der grausamen Verfolgungen, die man unter Ferdinand dem Katholischen und Isabella von Aragonien zuerst gegen die Marannen, d. h. die zum Christentum gewaltsam gepreßten, dann aber heimlich rückfällig gewordenen Juden er-

öffnet hatte, und die man schließlich auf alle Juden ausdehnte. Diese von Habsucht und Erwerbsneid veranlaßte thörichte Heze endete mit dem Edikt vom 11. März 1492, das allen Juden befahl, bis zum 31. Juli das Land zu verlassen, und zwar ohne Mitnahme von Gold und Silber. Die Auswanderer bezifferten sich auf 300 000 Leute; es war der zwanzigste Teil der Bevölkerung: Bauern, Handwerker, namentlich Waffenschmiede, Metallarbeiter und Teppichweber, Gelehrte, namentlich Ärzte von Ruf, Wissen und Geschick, Kaufleute, also die Vertreter der Intelligenz und des Fleißes, des geistigen und materiellen Kapitals, des eigentlichen Bürgerstandes. Zurück blieb außer Adel und Geistlichkeit fast nur das bäuerliche und städtische Proletariat.

Wie für Frankreich die mit der Vernichtung eines kräftigen Adels Hand in Hand gegangne Niederwerfung und schließliche Vertreibung der Protestanten, mit denen der beste Teil des Volkes dem Ausland zugeschoben wurde, der Anfang vom Ende war, so hat sich auch Spanien von diesem Schnitt ins eigne Fleisch nie mehr erholt. Bei der häßlichen und unsinnigen Judenheze, die gegenwärtig wieder hier und da auszubrechen scheint, soll hier auf ein Wort des Sultans Bajesid hingewiesen werden. Von den aus Spanien vertriebnen Juden wandte sich nämlich nur ein kleinerer Teil nach Navarra, Afrika, Italien; die meisten aber gingen nach dem Orient, nach Palästina und besonders nach der europäischen Türkei, wo sie, die letzten Erben der hohen arabischen Kultur von Spanien, mit offenen Armen aufgenommen wurden. Als nun ein Spanier einst dem Sultan gegenüber seinen König rühmte, meinte Bajesid: „Ihr Spanier nennt euern König einen klugen Mann; aber da er die Juden vertrieb, hat er sein Land arm und das meinige reich gemacht.“

Die Lebenslage dieser israelitischen Bevölkerung in Salonik ist sehr verschieden. Zu ihr gehören große Kaufleute und reiche Bankiers, wie die Allatini, von denen ein Deutscher in Salonik meinte, sie wüßten selbst nicht mehr, wie viele Millionen sie besäßen. Die Mehrzahl ist aber arm und wohnt in den elenden, verfallenden türkischen Mietshäusern, und zwar erbärmlich zusammengepfercht bei dem Kinderseggen, der auch diese Nachkommen Abrahams auszeichnet. Wer sich von der Unrichtigkeit der Behauptung, die Semiten seien zu jeder körperlichen Arbeit unfähig, überzeugen will, der kann es hier am besten. Unermüdlich sieht man den jüdischen Lastträger hier eine Trage Backsteine um die andre aus den Lichterschiffen über die schmale Planke ans Land schleppen, vom ersten Morgengrauen bis zum späten Abend, und mit Erstaunen wird man einem Vier- oder Achtgespann israelitischer Kamels zusehen, das an langen Bambusstangen Kisten mit einer Last von zwanzig Zentnern nach den Magazinen am Kai oder durch die engen Straßen der Stadt trägt. Als der deutsche Konsul im letzten Sommer umzog, fragte ich ihn: Wer besorgt das? Die Spagnuolen, war die Antwort, die machen das alles hier, und zwar ehrlich und um bescheidenen Lohn. Woher aber diese Leute ihre Kraft nehmen, ist mir ein Rätsel geblieben, denn ihre Kost ist mehr als bescheiden. Sommer

und Winter aufs leichteste bekleidet und barfuß bei der Arbeit, leben sie von einer Kruste Brot, ein paar Zwiebeln, von Knoblauch oder ein paar Melonenschnitten. Eine Henne mit Reis wurde als das höchste Ziel ihrer Wünsche bezeichnet; die Kost der mittlern Stände, getrocknete Fische, Salz, Oliven, Eier und Honig und Pilav mit Lammfleisch, ist für sie schon völlig unerschwinglich. Nicht weniger achtbar als die körperliche Leistung der Hamals ist die der Kahn- und Barkenführer, die gewandt und sicher ihre pfeilgeschwinden Raiks durch das Gewimmel hindurchleiten und die Löschung der großen Schiffs- ladungen besorgen, ohne unbescheiden oder betrügerisch in ihren Forderungen zu sein, wovon ich mich selbst bei Verladung meiner Pferde überzeugen konnte.

Außerdem aber sind die spanischen Juden hier auch als Handwerker thätig, namentlich als Wäscher, Filzmacher, Weber und Blechschmiede. Die früher hier sehr blühende Teppichweberei ist freilich leider sehr zurückgegangen, sie wurde überholt von der kleinasiatischen. Ferner ist die Hausdienerschaft der Franken in Salonik größtenteils jüdisch, wie ja auch vielfach in Konstantinopel, und wie es auch in Adrianopel der Fall sein soll; und in Salonik habe ich sie nur loben hören, was doch viel heißen will, denn überall wird man ja selten ein Lob über Diensthoten vernehmen, nicht nur im Occident. Auch die Korrespondenten, die sich spagnuolischer Dolmetscher in dem Feldzug des vorigen Frühjahrs bedienten, wußten sie nur zu rühmen.

Wie anderwärts, so besteht aber auch hier der enge Zusammenhang unter den Juden, deren Gemeinde mustergiltig regiert wird; wer einem jüdischen Diensthoten Unrecht thäte, der würde kaum einen andern finden, ehe er das begangne nicht wieder gut gemacht hätte. Auch sonst helfen sie sich mit Rat und That, namentlich werden die jungen Eheleute, die schon mit dreizehn bis fünfzehn Jahren zusammengegeben werden, von allen Seiten unterstützt. Die Opferwilligkeit der Reichen ist, wie überall unter den Juden, so auch hier ganz besonders achtbar. Ein Ghetto giebt es nicht. Durch gemeinsame Abneigung gegen die Griechen verbunden, leben Juden und Türken auf freundlichem Fuße miteinander, und die Wohnungen der erstern liegen größtenteils zwischen denen der Türken.

Noch näher steht den Türken eine Abzweigung der Sefardin, die Dönmé. Es sind dies etwa viertausend äußerlich zum Islam übergetretne Juden, die aber ganz abgeschlossen unter sich leben und auch nur unter sich heiraten. Von den echten Muhammedanerinnen unterscheiden sich die teilweise recht hübschen Dönmé durch ihre besonders durchsichtigen Schleier und eine gewisse Koketterie, mit der sie sich auf dem Abendspaziergang am Kai benehmen. Besonders anziehende, seelenvolle Gesichter mit prächtigen dunkelbraunen Augen sieht man aber namentlich unter den sich ganz unverschleiert tragenden Spagnuolinnen. Obgleich sich Türken und Juden in Salonik näher stehen, als die andern Nationalitäten, so dürfte doch die Grundgesinnung der Türken gegen die Juden auch heute noch in Salonik der des Hadshi Halsa entsprechen, der uns

Jahr 1650 schrieb und meinte: „Obwohl nun die Stadt durch das Unglück, so mit Juden überhäuft zu sein, gebrandmarkt ist, so wird diese Schande doch durch den weltlichen Nutzen dieser Bewohner wieder ausgelöscht.“

Einen weniger angenehmen Eindruck als die in ihre langen, offenen, pelzverbrämten Raftanz gekleideten spanischen Juden, unter denen man namentlich alte Männer mit wunderschönen großen Prophetenbärten und prächtigem Gesichtsausdruck findet, machen in Salonik die durchaus europäisch gekleideten und nur durch den Fez unterschiednen Griechen mit ihren kalten, stechenden, unwillkürlich die Habgier und Lust am Pressen verratenden Augen. Sie sind jedoch nicht allzu zahlreich in der Stadt; Braun schätzte sie 1875 zwischen sechs- und achtaufsend; das dürfte aber wohl zu niedrig sein. Sie sind hier namentlich als Kaufleute thätig, aber auch als Diensthoten und Kellner, Lehrer und Ärzte, Garfköche, Schenkwirte und Krämer — als alles, nur nicht als Bauern und Handwerker. Im Großhandel werden sie mehr und mehr von den viel rührigern und zuverlässigern Juden hinausgedrückt, mit denen sie übrigens die kosmopolitische Expansionskraft und Anpassungsfähigkeit gemein haben, sowie die Fähigkeit im Zusammenhalten. Dazu kommt ihr Talent, sich andre Völker zu assimiliren, während sie selbst sich schwer von andern absorbiren lassen.

Außer dem Handel gilt dem Seebienst die Hauptneigung des Griechen, und die blau und weiß gestreifte Flagge sieht man denn auch sehr zahlreich auf den kleinen Segelbarken im Hafen von Salonik, die den Austausch am Ägäischen Meere besorgen. Ganz von griechisch sprechender Bevölkerung soll die Halbinsel Chalkidike bewohnt sein; hier müßten sie aber doch wohl auch Ackerbau treiben, was wegen der Mühseligkeit so wenig Sache des Griechen ist, wie ein schweres Handwerk. Nachkommen der alten Hellenen werden diese Einwohner von Chalkidike wohl kaum sein; man vermutet, es sei eine im siebenten und achten Jahrhundert von den Byzantinern hierher versetzte Bevölkerung, und dafür spricht auch die ziemliche Unsicherheit in diesen Strichen; denn der hellenische Albanese und Slawe neigt im Gegensatz zu dem auch körperlich feinern urgriechischen Kauf- und Seemann zum Hirten- und Räuberleben. Die Gesamtzahl der Griechen in Makedonien wurde auf 400 000 geschätzt; dies dürfte zu hoch gegriffen sein, und jedenfalls ist gegenwärtig ein starker Zug unter der christlichen Bevölkerung der Türkei, sich von der Propaganda der schmählich geschlagenen Griechen abzuwenden und den Bulgaren und Rumänen zuzuströmen, von denen man sich mehr verspricht.

(Schluß folgt)

